Kritik in Kürze

Ärztepfusch

Dieser Ratgeber kann medizinische Behandlungsfehler nicht wiedergutmachen, wohl aber für Schadensersatz, sprich: Schmerzensgeld, sorgen. Der Autor, Michael Imhof, ehemals als Oberarzt an der Chirurgischen Uniklinik Würzburg tätig, erstellt seit vielen Jahren Gutachten auf dem Gebiet des Arzthaftungsrechts mit dem Schwerpunkt operative Medizin und chirurgische Onkologie. Sein Buch „Behandlungsfehler in der Medizin“ (F.A.Z. vom 14. Juli 2010) gilt als Standardwerk, der nun vorgelegte Ratgeber „Ärztliche Behandlungsfehler – Was tun?“ rekapituliert die wesentlichen Thesen und nennt wichtige Adressen, an die man sich bei Verdacht auf fehlerhafte Behandlung wenden kann. Imhof macht für medizinische Laien nachvollziehbar, wann man überhaupt von einem Behandlungsfehler sprechen kann; schließlich lässt nicht jeder ausbleibende Heilungserfolg auf fehlerhaftes ärztliches Tun schließen. Der Patient steckt gemeinhin in einer doppelten Beweisnot: Er muss erstens den Behandlungsfehler nachweisen (das heißt einen ärztlichen Verstoß gegen die zumutbaren Sorgfaltspflichten) und muss zweitens den Beweis erbringen, dass der Körperschaden ursächlich auf den Fehler zurückzuführen ist (und nicht etwa von Vorschädigungen herrührt). Imhof schildert juristisch relevante Beispiele für Diagnose- und Therapiefehler, für mangelhafte Vor- oder Nachsorge, für Organisations- und Hygienefehler. Warum die Fehleranfälligkeit des medizinischen Systems trotz fachlicher Fortschritte steigt? Planwirtschaftliche Vorgaben bei einer ständig komplexer werdenden Medizin ergeben, so Imhof, eine „irrsinnige Quadratur des Kreises“. *(Michael Imhof: „Ärztliche Behandlungsfehler – Was tun?“ Ein Ratgeber für Patienten, Angehörige und medizinisches Personal*. Schulz-Kirchner Verlag, Idstein 2011. 64 S., br., 8,40 €.) gey

Metaphorisches

Die Metapher stand in der philosophischen Tradition lange unter einem Generalvorbehalt gegenüber rhetorischen Figuren: nämlich von der richtigen Erkenntnis abzulenken, deren Signum der klar konturierte und terminologisch fixierte Begriff sein sollte. Mittlerweile freilich genießen Metaphern gerade wegen dieser Widerständigkeit gegenüber dem Begrifflichen hohes Interesse – bis hin zur Erwartung, einzig ihre Untersuchung könne die schlichtweg unvermeidlichen blinden Flecke der Begriffs- und Ideengeschichte beheben. Auf dem Feld dieser Debatten sind die Beiträge eines Sammelbandes angesiedelt, der aus einer Tagung am Potsdamer Einstein Forum hervorging. Die hohen Erwartungen an eine „Theorie der Unbegrifflichkeit“ – auf den Spuren von Hans Blumenbergs einschlägigen Überlegungen – werden dabei eher skeptisch kommentiert. Dafür aber kommen eine Reihe von interessanten Akzentsetzungen und konkreten Metaphern ins Spiel. Sie schärfen auf verschiedene Weise den Blick für den Eigensinn von Metaphern und die Unfixierbarkeit dessen, was das Metaphorische an ihnen eigentlich ausmacht. Der späte Schelling kommt einmal zu Wort mit dieser Sentenz: „Der Punkt ist der Kreis in seinem Chaos.“ Wäre das bloß Unsinn, man müsste sich über Metaphern auf philosophischem Terrain wohl gar nicht weiter den Kopf zerbrechen. Aber weil wir uns selbst bei dieser Wendung durchaus etwas denken können, bleibt die Sache in Bewegung – wie die Metaphern selbst. (*„Metapherngeschichten“. Perspektiven einer Theorie der Unbegrifflichkeit.* Hrsg. von Matthias Kroß und Rüdiger Zill. Parerga Verlag, Berlin 2011. 250 S., geb., 28,90 €.) hmay

Neue Sachbücher

Ist das Feuilleton wirklich ein Thema für Historiker?

Benno Reifenberg stammte aus Frankfurt und verkörperte den Geist der Frankfurter Zeitung. Seine Biographin Dagmar Bussiek sieht ihn als unpolitischen Augenmenschen, hat aber leider keinen Begriff von ästhetischer Bildung.

Benno Reifenberg war Kriegsheimkehrer und Student, als er im März 1919 zur Redaktion der Frankfurter Zeitung stieß. Als fester freier Mitarbeiter war er für die lokale Kunstberichterstattung zuständig. Das Studium der Kunstgeschichte brach er 1921 ab. Im Alter von 32 Jahren übernahm er 1924 die Leitung des Feuilletons. 1930 wechselte er als Korrespondent nach Paris, aber schon 1932 war er wieder in Frankfurt, als Leiter der Innenpolitik. Im Hitlerstaat fiel ihm der Vorsitz der Redaktionskonferenz zu. 1943 wurde die Zeitung auf Befehl Hitlers geschlossen. Als Gründer der Zeitschrift „Die Gegenwart“ sammelte Reifenberg von 1948 an Kollegen aus der Frankfurter Zeitung um sich. 1958 ging „Die Gegenwart“ in der seit 1949 erscheinenden Frankfurter Allgemeinen Zeitung auf, die ihrerseits an die Frankfurter Zeitung anknüpft. Bis heute erinnert die Seite „Die Gegenwart“ an diese Wiedervereinigung. Reifenberg wurde mit 66 Jahren ins Herausgebergremium dieser Zeitung aufgenommen, dem er bis 1966 angehörte. Er starb 1970.

Noch bevor er die erste Zeile in der Frankfurter Zeitung veröffentlicht hatte, sah Benno Reifenberg das liberale Blatt aus seiner Heimatstadt in geradezu schwärmerischer Weise als seine Zeitung an, als Spiegelbild oder Idealporträt des Menschen, der er sein wollte. Seiner polnischen Verlobten offenbarte er in einem Brief vom 19. Februar 1918 seine Befürchtung, dass der absehbare Ausgang des Krieges ihn als Deutschen in den Augen seines künftigen Schwiegervaters herabsetzen werde. „Es wäre mir angenehm, wenn er, um eine Vorstellung von meiner Gesinnung zu haben, ab und zu die ‚Frankfurter Zeitung‘ lesen könnte. Im großen und ganzen finde ich dort nichts, was meinen politischen Ansichten widerspräche.“

In der Hitlerzeit wie danach galt Reifenberg im Kollegenkreis als geborener Treuhänder des Geistes der Frankfurter Zeitung. Im Lichte des Briefs an die Verlobte kann man pointierend von einer wechselseitigen Prägung sprechen: Der Redakteur machte die Zeitung, der er seine eigene Bildung verdankte. Karl Korn, Herausgeber dieser Zeitung, sagte in seiner Trauerrede: „Benno Reifenberg hat ein Leben lang der Bewahrung gedient.“ Jetzt hat die Historikerin Dagmar Bussiek eine Biographie Benno Reifenbergs geschrieben: das Leben eines Erben und Nachlassverwalters.

Reifenberg stammte väterlicherseits aus einer Familie jüdischer Kaufleute. Sein Großvater mütterlicherseits war ein holländischer Reeder. An den Anfang ihrer Erläuterungen zum Begriff des Bürgertums stellt die Biographin ein Zitat von Dolf Sternberger, dem Kollegen Reifenbergs im Frankfurter Feuilleton, über die Metapher des Schiffbruchs in bürgerlichen Selbstzeugnissen. Die komfortablen Verhältnisse, in denen Reifenberg aufwuchs, darf man nicht auf den Begriff der Sekurität bringen, da die Existenz des Kaufmanns auf das Risiko gegründet war. Den Druck der Erwartungen auf den Sohn, der sich alles aus eigener Kraft erarbeiten musste, erlebte der Gymnasiast, als er die Versetzung in die Obersekunda verfehlte. Die Mutter weinte, der Vater schwieg und ist, wie Reifenberg in einer autobiographischen Aufzeichnung festhielt, „auch später nie auf jenen Misserfolg von mir zurückgekommen“.

1912 bestand Benno Reifenberg sein Abitur mühelos, und als er zwei Jahre später seinen Vater in Briefen flehentlich bat, den Habitus des Schweigens abzulegen, war Adolf Reifenbergs Misserfolg der Grund, Zahlungsschwierigkeiten der Holzwarenfabrik: „Ich habe nicht das Recht, Dir Lehren zu geben, aber ich bitte Dich inständig und koste es was es wolle, die Bilanzen zu ziehen.“ So waren auch Geldsorgen für den Studenten ein Antrieb, bei der Frankfurter Zeitung ein erstes Manuskript einzureichen. Thema: „Altfrankfurt“. Enttäuscht teilte er dem Vater mit: „Vom treulosen Dr. Simon habe ich bis jetzt auch nicht ein Wort gehört, obwohl ich ihm einen langen Brief gesandt habe.“ Heinrich Simon, der mit einer Arbeit über Novalis promoviert worden war, war 1906 ins Feuilleton eingetreten und 1910 mit seinem Bruder Kurt in die Geschäftsleitung berufen worden. Die Brüder Simon waren Enkel von Leopold Sonnemann, dem Gründer der Frankfurter Zeitung.

Heinrich Simon, in dessen Villa am Untermainkai berühmte Künstler ein und aus gingen, war ein Freund der Familie Reifenberg, der sich gegenüber Benno Reifenberg als die Treue selbst erwies. Nach dem Tod Adolf Reifenbergs 1917 versprach Simon dem Sohn, ihm das Studium zu finanzieren. Er nahm Benno und Maryla Reifenberg für mehrere Jahre in sein Haus auf. Der Feuilletonchef Reifenberg galt als Kronprinz Simons. Liberale Historiker sahen im römischen Adoptivkaisertum die rationale, mit der Meritokratie versöhnte Form der Erbmonarchie. So gab es in der Frankfurter Zeitung ein Adoptivredakteurswesen.

Dagmar Bussiek entdeckt Muster in den Familiengeschichten der Frankfurter Zeitungsmacher. Leopold Sonnemann und Adolf Reifenberg waren Autodidakten aus Weberfamilien, die sich vom jüdischen Glauben der Vorväter lösten und strategische Ehen eingingen. In der Ehe von Benno und Maryla Reifenberg wiederholte sich die religiöse Arbeitsteilung der Eltern Reifenberg: indifferenter Vater, fromme Mutter, die den Sohn katholisch erzog. Jan Reifenberg, geboren 1923, schlug die Laufbahn seines Vaters ein und berichtete für diese Zeitung aus Washington und Brüssel.

Karl Korn sagte am Grab Benno Reifenbergs: „Sein Teil und sein Auftrag war die Bewahrung von etwas, das er theoretisch zu formulieren nicht unternommen hat.“ Wie viel dieses Untheoretische an Reifenbergs Konservatismus mit der erweiterten Familiengeschichte zu tun hat, mit der Selbstverständlichkeit und Problematik einer im Erbgang erlangten Stellung, muss Spekulation bleiben. Leider fehlt jedoch auch der Biographin die theoretische Phantasie. Sie zitiert ausführlich aus den Briefen und Tagebüchern im Marbacher Nachlass und bemüht sich um ein gerechtes Urteil. Aber über Korns Formulierungen für Reifenbergs unausgesprochenes Lebensprogramm („bewahren, was im Patrimonium aufgehoben ist, das heißt die guten Kräfte der Natur, die künstlerische Urbanität, Geselligkeit, Bildkraft, das Erlebte“) kommt Dagmar Bussiek nicht hinaus.

Dieses Buch ist ein typisches Produkt einer Zeitgeschichte der Ideen, die die Protagonisten des bürgerlichen Kulturbetriebs zu Objekten akademischer Erörterung macht. Die Vertrautheit mit den Gegenständen der Kultur wird nicht mehr erwartet: Frau Bussiek informiert in einer langen Fußnote darüber, wer Wilhelm Furtwängler war, inklusive Verweis auf eine von Alfred Brendel „herausgegebene“ CD-Box des „Zeit“-Verlags. Gut und schön: Wissenschaft ist voraussetzungslose Betrachtung von außen. Aber an die Stelle der unbegrifflichen Fortschreibung der Tradition in der bürgerlichen Geistesgeschichte alten Stils tritt in der neuen Ideengeschichte eine Basisversion von Wissenssoziologie, die sich die Faszination von Kunst und Literatur nur mit Statusvorteilen erklären kann.

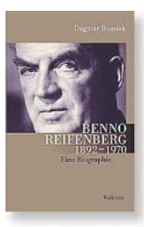
Dagmar Bussiek sieht Reifenberg als unpolitischen Kunstliebhaber, den auch die Fronterfahrung im Ersten Weltkrieg nicht politisiert habe. Sie hat keine Erklärung dafür, warum er in der Endphase der Weimarer Republik nach der Macht des Leitartiklers strebte. Dichte Interpretationen werden Reifenbergs literarischer Verarbeitung seiner Kriegserinnerungen zuteil. Aber eine vergleichende Einordnung der Kunstschriftstellerei, die seine Hauptarbeit war, findet nicht statt. Das ist auch in einer historischen Qualifikationsarbeit – einer Kasseler Habilitationsschrift – ein schweres Manko. Wenn das Feuilleton wirklich ein Thema für Historiker sein soll, dann müssen an die Texte der Feuilletonisten historische Fragen gestellt werden: stilgeschichtliche, geschmacksgeschichtliche, verhaltensgeschichtliche.

Nach einem Artikel über van Goghs aus dem Frankfurter Städel entferntes Bildnis des Dr. Gachet wurde Reifenberg 1938 von der Gestapo verhaftet und mit der Einweisung ins Konzentrationslager bedroht. Er verglich die Erfahrung mit einer Vergewaltigung, überließ das Leitartikelschreiben den Kollegen und zog den Anzug, den er beim Verhör getragen hatte, nie wieder an. Die Biographin stellt den traumatischen Vorgang in die Lebensbilanz ein: Es war kein Zufall, dass eine Bildbeschreibung Reifenberg in Gefahr brachte. „Reifenbergs persönliche Liebe zur bildenden Kunst muss im Kontext seiner Sozialisation in einem bildungs- und kulturbewussten, städtisch-bürgerlichen Umfeld gesehen und interpretiert werden. Vor dem gleichen Hintergrund wird auch seine – nicht spontan, aber mittel- und langfristig – heftige emotionale Reaktion auf die Inhaftierung erst in Gänze verständlich: Der Bürger in der Gefängniszelle, im Verhör mit den Organen der Staatsgewalt – dieses Szenario ließ jenen ‚Schiffbruch‘ der Existenz ahnen, den Dolf Sternberger Jahrzehnte später thematisiert hat.“

Hier ist alles schief. Sternbergers Betrachtung steht in seinem Buch „Gerechtigkeit für das neunzehnte Jahrhundert“. Der „Schiffbruch“ eines Kaufmanns wie Adolf Reifenberg hat nichts zu tun mit der mörderischen Willkür des totalen Staates. Die Gestapo bedrohte die Existenz des „Halbjuden“ Benno Reifenberg im buchstäblichsten Sinne – bildungsbürgerliches „Ahnen“ erübrigte sich. Wem ist nicht sofort „in Gänze verständlich“, dass jemand über einen solchen Schreck nicht hinwegkam? Dass ein Gestapoverhör für einen Arbeiter oder Adligen nicht so schlimm gewesen sei wie für einen kunstsinnigen Bürger – das ist der letzte Schluss einer Bürgertumsforschung, die ihre Vorstellungskraft an die Sozialisationstheorie ausgelagert hat. PATRICK BAHNERS



Die Frankfurter Zeitung als Spiegelbild oder Idealporträt des Menschen, der er sein wollte: Benno Reifenberg Foto Archiv



Dagmar Bussiek: „Benno Reifenberg 1892–1970“. Eine Biographie.

Wallstein Verlag, Göttingen 2011. 512 S., br., 34,90 €.



Dessous verlangen nach Details

Wer in höhere Kreise aufsteigen möchte, läuft in Gefahr, sich durch Investition in ungeeignete Statussymbole zum Gespött etablierter Snobs zu machen. Er benötigt eine vertrauenswürdige Konsum- und Lebensstilberatung. Einst bot sich die Lektüre des sarkastischen „Traktats über die feine britische Art“ an. John Herzog von Bedford verrät darin die Details, auf die es in der Oberschicht ankomme. Für den Kauf eines Luxusautomobils empfiehlt Bedford: „Ihr Wagen muss leicht verwittert aussehen – besonders wenn Sie erst am Anfang Ihrer Streber-Karriere stehen –, als hätten Sie ihn schon seit längerer Zeit.“ Anzüge sollten „immer ein bis zwei Schritte hinter der neuesten Mode hinterherhinken – aber nicht weiter“. Vom Erwerb von Kulturkenntnissen rät der Herzog ab, weil der Engländer „ebenso stolz auf seine Borniertheit wie der Franzose auf seine Bildung“ sei. Auch Regenmäntel hält er für überflüssig, denn „ein richtiges Mitglied der Snobokratie hat nicht im Regen herumzustehen“.

Allerdings stammt dieses vergriffene Traktat von 1965 und ist sicherlich nicht auf neuestem Stand. Dagegen erweckt eine aktuelle Konsumratgeberreihe den Eindruck, für Nachwuchssnobs der Gegenwart geschrieben zu sein. Sie trägt den Obertitel „Le Snob“ und befasst sich in vier Bänden mit den Luxusgütern „Tailoring“, „Zigarren“, „Whisky“ und „Lingerie“ (Süddeutsche Zeitung Edition, München 2011. Jeder Band 144 S., geb., 12,90 €). Die Autoren, Branchenkenner aus England, Kanada und den Vereinigten Staaten, treten jedoch schon in ihren Vorworten der Vermutung entgegen, es gehe hier um Geltungskonsum. Stattdessen reden sie von Genuss, Ästhetik und Qualität. Selbst die Zigarre stehe „nicht mehr für peinlichen Reichtum“. Liegt also bei der Titelgebung ein Missverständnis vor? Wissen die Autoren nicht, was ein Snob ist und erstrebt? Das würde vielleicht die seltsame Sprachkreuzung „Le Snob“ erklären. Oder sind die vorgetragenen Konsummotive auf snobtypische Art geheuchelt?

Für den Versuch einer Antwort muss man sich die vier Bände im Notizbuchformat näher ansehen: „Tailoring“ erörtert die gute Passform von Herrenanzügen und gibt vor allem Tipps für hochwertigste Maßanfertigungen. Abgesehen von eigenwilligen Auffassungen über Smokings vermittelt der Autor bündig und zuverlässig die wichtigsten Aspekte klassischen Stils. Die anderen drei Bände sind eher als Register zum Nachschlagen konzipiert und enthalten neben Grundwissen blumige Kurzbeschreibungen von luxuriösen Marken, Sorten und Herstellern. Neulinge werden Jahre brauchen, bis sie die Auswahl aus „Whisky“ und „Zigarren“ verkostet haben. „Lingerie“ hat meine Frau beurteilt: negativ. Sie sagt, ein wahrhaft nützliches Buch über Damenunterwäsche müsse vor allem von weiblichen Körperformen handeln – aber deren Details verschweige die Autorin.

Für alle vier Titel gilt: Anbieter in Deutschland sind so gut wie nicht aufgeführt. Man verweist auf Adressen in London, New York, Paris, Mailand oder Hongkong. Sind die Luxuscrashkurse demnach für Jetsetter gedacht? Nein, eher für Leute, die auf diesem Niveau nicht einkaufen können, aber zumindest kennerhaft mitreden wollen. Für Snobs also. FELIX JOHANNES ENZIAN

Literatur

Ich bin die böseste Zunge und der größte Snob

Kurz vor ihrem Tod machte Cesarina Vighy aus ihren Lebenserinnerungen einen anrührenden Roman. Doch „Mein letzter Sommer“ ist auch eine Chronik Italiens zur Zeit des Faschismus.

Der Titel ist wörtlich gemeint, denn die 1936 in Venedig geborene Cesarina Vighy hat mit diesem Buch tatsächlich eine Chronik ihres letzten mediterranen Sommers aufgezeichnet. 2009 erschien dieses späte literarische Debüt in Italien, im Mai 2010 erlag die Autorin dem Nervenleiden ALS. Von dieser Krankheit, der unheilbaren, stetig voranschreitenden „Amyotrophen Lateralsklerose“, ist in dem Roman viel die Rede, von den zunehmenden Beschwerden – Sprachstörungen, Gleichgewichtsproblemen, wachsender Schlaflosigkeit – und vor allem der progressiven Lähmung, die am Ende alle Gliedmaßen befällt. Das Schreiben blieb Vighys letzte Ausdrucksmöglichkeit.

Das ist eine anrührende Geschichte, und doch handelt es sich bei dem Buch, das ja ausdrücklich als Roman bezeichnet wird, um weit mehr als um das Tagebuch einer Todkranken, das allein aufgrund seiner Entstehungsumstände Respekt verdient. Denn Cesarina Vighy ist es gelungen, einen vielseitigen und geistreichen Rückblick auf ihren Lebensweg zu werfen, der oft durch pointierte Wendungen und scharfe Urteile zu überraschen vermag, dem aber Larmoyanz und Selbstmitleid gänzlich fehlen. Auch wenn man nichts von dem Schicksal der Verfasserin wüsste, wäre die Lektüre des Buches anregend, ja sogar vergnüglich.

Cesarina Vighy ist weit davon entfernt, an das Mitleid ihrer Leser zu appellieren; sie konstatiert nüchtern ihre Misanthropie, ihre Zurückgezogenheit und ihre Skepsis gegenüber der modernen Zivilisation. Für die „lange Nacht der Museen“, die jährlich in Rom stattfindet, hat sie nur Spott übrig, richte sich die Veranstaltung doch an die „Zombies, die in kein Museum gehen, selbst wenn du sie dafür bezahlst, die seit der Grundschule kein Buch mehr gelesen haben, die du abends nicht aus dem Haus bekommst, weil sie lieber vor dem Fernseher einschlafen“. Eine Erzählerin, die so urteilt, übertreibt sicher nicht, wenn sie sich selbst als die „böseste Zunge, den größten Snob“ bezeichnet.

Ihr intellektuelles Selbstbewusstsein verbindet Cesarina Vighy mit der Fähigkeit zur genauen Beobachtung und zur Selbstkritik. Idyllenmalerei liegt ihr fern: „Ich habe geheiratet, eine Tochter bekommen, Flugblätter für die Abtreibung verteilt. Ich glaubte, damit hätte ich meine Pflicht getan, meine Fehler gebüßt. In Wahrheit war ich eine mittelmäßige, eher kalte Ehefrau und vor allem eine nachlässige Mutter.“ Wer nun freilich Enthüllungen aus dem Ehealltag erwartet, wird enttäuscht werden, denn gegenüber ihrem Ehemann, dem „reizbaren Engel“, und ihrer Tochter wahrt die Erzählerin Diskretion. Am Ende des Buches klingt freundliche Versöhnung mit ihren nächsten Angehörigen an.

Ausführlicher erzählt Cesarina Vighy von ihrer eigenen Kindheit, und in diesen Schilderungen liegt der größte Reiz des Buches, entsteht hier doch aus sehr privater Perspektive eine kleine Chronik Italiens seit der Zeit des Faschismus: Die Erzählerin, außereheliche Tochter eines engagierten, linken Rechtsanwalts und eines Dienstmädchens, wuchs trotz der wenig bürgerlichen Verhältnisse – der Vater verließ erst Jahre später seine Ehefrau, um zu seiner neuen Familie zu ziehen – als das „meistgeliebte Kind der Welt“ auf. Der Widerstand des Vaters gegen Mussolini spiegelt sich in kleinen Anekdoten – konspirative Botengänge, Gefängnishaft des Vaters, versuchte Erpressungen. Bei allem Hang zur Spitzzüngigkeit lässt die Autorin keinen Zweifel an der Liebe und Bewunderung, die sie bis ins hohe Alter für ihren Vater empfindet.

Ihre Jugend beschreibt sie als eine Geschichte vielfältiger Irrwege. Die frühe Fixierung auf einen windigen „Don Giovanni“ endete mit dem Besuch einer „Engelmacherin“, die im Schlafzimmer der Familie den illegalen Eingriff vornahm. Stunden später warf der Vater das „winzige Püppchen“, das aus der Tochter „herausgeflutscht“ war, in den Kanal – dies blieb nach Auskunft der Erzählerin „die einzige böse Tat seines Lebens“.



Cesarina Vighy Foto Verlag

Unbeschwerter verlief ihr Studienbeginn. Cesarina Vighy zeichnet ein lebendiges Bild Roms der fünfziger und sechziger Jahre, mit kleinen Imbissbuden, öffentlichen Bädern, wachsamen Portierfrauen und kauzigen Vermieterinnen. In dieser Umgebung, die noch nicht von Touristen und Modeläden überschwemmt war, erlebte die Erzählerin eine intensive Liebesbeziehung zu einer anderen jungen Frau, unterzog sich dem Ritual einer Psychoanalyse, suchte, wenn auch mit enttäuschenden Ergebnissen, den Anschluss an die Frauenbewegung und pflegte ihre Liebe zur Literatur. Vighy, die bis zu ihrem Ruhestand als Bibliothekarin tätig war, beruft sich gern auf literarische Referenzen, wenn sie die Gestalten ihrer Lebensgeschichte beschreibt: die Herkunft der Mutter – eine „Balzac’sche Kindheit“, die Sehnsucht der Venezianer nach Rom – vergleichbar dem Traum, der Tschechows drei Schwestern an Moskau bindet. So geht es fort, und die Großen der italienischen Literatur, Dante, Tasso, Machiavelli, Manzoni, Collodi und Pirandello, vereinen sich mit ihren europäischen Kollegen zu einem Reigen freundlicher Paten, die Cesarina Vighy zur Beglaubigung ihrer Erlebnisse herbeiruft.

In den letzten Kapiteln des Buches verändert sich indes der Ton. Nüchtern schildert die Erzählerin ihren aussichtslosen Kampf gegen die voranschreitende Lähmung und beschreibt, wie sich ihr Bewegungsradius immer mehr verkleinert. Konnte sie zunächst noch Spaziergänge auf dem langen Flur ihrer Wohnung unternehmen, sitzt sie später stundenlang vor dem Küchenfenster, wo sie eine brütende Amsel beobachtet. Und schließlich verbringt sie ihre Tage im Bett, eingeschränkt in ihren Ausdrucksmöglichkeiten, aber noch immer frei und beweglich in ihrem Geist. Auch davon erzählt diese Chronik. SABINE DOERING



Cesarina Vighy: „Mein letzter Sommer“. Roman.

Aus dem Italienischen von Maja Pflug. Verlag Hoffmann und Campe, Hamburg 2010. 192 S., geb., 17,– €.